

Bischof Dr. Peter Kohlgraf

*„Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkünde ich euch“ (Apg 17,23)
– Über das spannende Wagnis, mit dem Evangelium in die Stadt zu gehen*

1. Die Stadt

Von Beginn an geht das Christentum in die Städte: Korinth, Ephesus, Athen, Rom, Antiochien.

Das Zitat aus dem Titel stammt aus dem 17. Kapitel der Apostelgeschichte, dem Bericht über den Besuch des Apostels Paulus in der Stadt Athen. Ausdrücklich stellt sich der christliche Missionar der Begegnung mit der kritischen philosophischen Bildungselite seiner Zeit¹. Der Ort dafür ist der Areopag, Ort der Auseinandersetzung und Diskussion, Ort des Zusammentreffens unterschiedlichster Weltdeutungen. Dabei erweist sich Paulus als ein guter Kenner der Wissenschaft. In seiner Missionspredigt kann er sie als wichtigen Anknüpfungspunkt für die christliche Verkündigung nutzen, ja mehr noch: er predigt mit Hilfe philosophisch-stoischer Motive. Bei manchen Philosophen und anderen Suchern der Wahrheit entdeckt Paulus in ihrer Sehnsucht nach einem guten Leben eine Art „anonymes Christentum“. Christliche Predigt entsteht in der Beschäftigung mit anderen Denk- und Glaubenskulturen, denn natürlich war auch die damalige Philosophie nicht neutral gegenüber religiösen Ansichten. Die Epikureer etwa, die zu den Gesprächspartnern des Paulus gehören, leugnen die Existenz jeder metaphysischen Instanz, sie predigen Lust und Lebensfreude. Wie die frühchristliche Theologie insgesamt findet der Apostel bei ihnen wenig Gemeinsamkeiten, aber immerhin: er weicht dem vernünftigen Gespräch auch mit ihnen nicht aus. In der Stadt begegnet er jedoch nicht nur den philosophischen Wahrheitssuchern: er sieht den alten Götterkult, die Tempelopfer, die Götterbilder, die ja nicht nur von den Juden und Paulus, sondern auch von den Intellektuellen belächelt und abgelehnt wurden. In der Ablehnung der sog. Götzen sind sich die frühen Missionare und die gebildeten Philosophen einig: so primitiv kann Gott nicht funktionieren.

Wir sollten nicht meinen, die Menschen seien der christlichen Botschaft zugänglicher gewesen als heute, und sie seien in ihren Lebensvollzügen von gläubigen Haltungen geprägt gewesen. Zwar bemühte man sich in

¹ Vgl. Gerhard Schneider, Die Apostelgeschichte, 2. Teil = HthKNT V/2 (Freiburg, Basel, Wien 1982) 227-244.

den höheren Kreisen um ein tugendhaftes Leben, aber genauso wichtig war das Vergnügen. Ein römisches Sprichwort fasst die Lebenseinstellung zusammen: „Bad, Wein und Venus verbrauchen den Körper, aber sie machen das Leben lebenswert.“ Das Theater, das Spektakel der Arena, die Pracht der öffentlichen Bauten, auch die heute immer noch erstaunlichen Wunderwerke der Technik wie Kanäle und Straßen ergreifen die Menschen mehr als abstrakte religiöse Ideen. Nicht umsonst stilisiert sich Kaiser Nero im 1. Jahrhundert zum „Artifex“, also zum Chef-Ingenieur des Reiches².

2

In einer solchen Stadt steht Paulus nun inmitten des Gewimmels, verkündet die Botschaft von dem einen Gott. Als er auf den Glauben an die Auferstehung Christi zu sprechen kommt, erlebt er eine missionarische Bauchlandung. Wer in die Stadt geht, geht das Wagnis des Scheiterns ein. Die Apostelgeschichte schreibt dazu nichts, aber es wäre doch erstaunlich, wenn den Apostel diese Erfahrung völlig kalt gelassen hätte. Wäre Paulus in seinen Kreisen der Synagogen und engagierter kleiner christlicher Zirkel geblieben, hätte er sich eine derart erniedrigende und peinliche Niederlage ersparen können. Wo der Glaube leiblich konkret wird, stehen den Menschen unverbindliches philosophisches Geplänkel, Bequemlichkeit, Technikgläubigkeit, also das Staunen vor dem eignen Können näher als das möglicherweise konsequenzenreiche Sich-Einlassen auf einen Gott, der in seinem Sohn Mensch wird, am Kreuz stirbt und von den Toten aufersteht.

Dass sich das Christentum von Anfang an als Glaube in der Stadt versteht, war biblisch keineswegs vorgezeichnet. Die Stadt ist bereits im AT auch Sinnbild menschlicher Hybris, man vertraut mehr auf die eigenen Mauern als auf den Gott, der sich nicht in Städte einschließen lässt. Jona wird in die Stadt geschickt, und es wundert nicht, dass er wegläuft. Von Anfang an ist das Risiko des Scheiterns oder zumindest eines verbeulten Christentums einkalkuliert, wie es Papst Franziskus formuliert³. Christentum in der Stadt ist ein Wagnis mit offenem Ausgang. Heute werden Tendenzen wahrgenommen, dass sich das Christentum zunehmend wieder zu einer Stadtreligion entwickelt. Wenn das stimmt, dann ist diese Entwicklung mehr als eine geographische Information: vom

² Philippe Ariès, Georges Duby (H.), Geschichte des privaten Lebens. Vom Römischen Imperium zum Byzantinischen Reich = Paul Veyne, Geschichte des Privaten Lebens I (Augsburg 2000) 181-184.

³ Evangelii Gaudium 49.

Land in die Stadt. Es geht um ein Selbstverständnis eines Christentums, einer Kirche, die bewusst und ohne Angst eintaucht in den Moloch einer großen Stadt: in ihre Dichte und Unterschiedlichkeit der Menschen, in die Pluralität ihrer Lebensformen und Werteinstellungen, die religiöse und zwischenmenschliche Beliebigkeit, in die unterschiedlichsten Stadtkulturen, das Gehen in die eigene Diasporasituation, in das Risiko, für viele belanglos zu sein. Wenn Kirche heute in die Stadt geht, wird sie merken, dass tatsächlich viele Menschen die Bequemlichkeit eher suchen als die Kreuzesnachfolge und Glaubensverbindlichkeit, die Sicherheit der eigenen vier Wände mehr schätzen als die Unbehaustheit des Evangeliums; wie Paulus wird sie auch dem Götzendienst begegnen, der heute vielfältiger ist als früher: Technikgläubigkeit, die Meinung, alles machen und berechnen zu können, was selbst in Bildungstheorien einfließt, die Vergötterung des Ich, die patchwork-artige Schaffung eigener Sinnwelten, der Glaube an Geld und Macht.

3

Die Kirche hätte es seit Paulus einfacher haben können. Sie hätte sich, wie gesagt, mit der eigenen Welt zufriedengeben können. Der Glaube wäre unangefochten geblieben, überflüssige Diskussionen und andere Schrammen wären einem erspart geblieben. Denn natürlich verändert sich die eigene Welt, verändern sich Glaube und Verkündigung, wenn sie ins oft vergebliche Gespräch mit anderen eintreten. Das muss man wollen. Und die Kirche will das offenbar. Wer als Kirche je in die Versuchung geraten sollte, von der kleinen heilen Gruppe, von einer klaren, sich abgeschlossen definierenden katholischen Identität zu träumen, ist ohne es zu merken in die Irrlehre gerutscht.

Was aber begegnet der Kirche auf dem Areopag der Stadt noch? Da gibt es Suchbewegungen, tastende Versuche, für sich und andere ein gutes Leben zu finden, da gibt es Nächstenliebe und Verantwortung, die Menschen füreinander leben, ohne von Christus gehört zu haben, da gibt es wirkliche Toleranz (nicht Beliebigkeit!), die den anderen zu verstehen versucht, und das Bemühen um Frieden und Gerechtigkeit. Es gibt die Ahnung davon, dass technische Machbarkeit, auch in der Wissenschaft und Medizin, nicht alles sein kann, was den Menschen auszeichnet. Und wem begegnet die Kirche in der Stadt noch? Dort leben auch die Menschen, von denen bisher noch gar nicht die Rede war: die nicht an der Dynamik und Schnelligkeit der Stadt teilhaben, sondern auf der Strecke

bleiben, die dem Leistungsdenken nicht standhalten, die Armen, die Menschen gar nicht am Rande, sondern mitten im Zentrum der Stadt.

Es ist u.a. Ignatius von Loyola, der ein Pastoralprogramm für die Stadt entfaltet und damit ganz bewusst die Entscheidung für das Risiko der Begegnung trifft. Ein Teil seines Pastoralprogramms sind die Schulen. Sie sind nicht nur Kirche in der Stadt, so als seien sie unübersehbare Leuchttürme im Chaos der Städte, sondern sie sind selbst die Städte, in denen sich die Kirche der Begegnung stellt. Anders ist es auch nicht mit anderen katholischen Schulen. Heute steht die Frage nach der katholischen Identität unserer Einrichtungen und besonders auch der Schulen zur Debatte. Wir können natürlich unsere Schulen definieren als Bollwerk gegen all das, was unsere moderne, säkulare und oft auch kirchenkritische Kultur ausmacht und so weit weg ist vom Leben und Anspruch der Kirche. Allerdings sollte sich keiner der Illusion einer heilen katholischen Schulwelt hingeben, als sei die Stadt da draußen, und wir das kleine „gallische Dorf“ des Widerstands gegen den Zeitgeist. Unsere schulischen Stadtmauern gäben uns Sicherheit vor Anfechtungen von außen. Und dann die Illusion, wir seien ausstrahlende Leuchttürme gegenüber einer unchristlichen und relativistischen Umwelt. Die Frage nach der Identität werden wir nicht in der Form der Abgrenzung formulieren können.

4

Wer in die Stadt gehen will, muss realistisch werden. Der erste Schritt des Realismus besteht dann darin, unsere Schulen als Stadt wahrzunehmen und dies ehrlich zu bejahen. Zu dieser Stadt gehört unsere Schülerschaft: wir finden bei unseren Schülerinnen und Schülern großartige Menschen; aber wir finden natürlich wie bei allen Menschen all das, was dazugehört, den Individualismus, den Egoismus, die Götzendienerei, die Fortschrittsgläubigkeit, aber auch die tastende Suche nach dem guten Leben, auch ein überzeugtes Christentum, und schließlich auch diejenigen, die nicht mehr mitkommen mit dem Tempo. In dieser verwirrenden Vielfalt will die Kirche ihnen begegnen, und geht damit das Risiko ein, von ihnen zu lernen, ihre Sprache verstehen zu lernen, ihre Denkweisen und Sehnsüchte ernst zu nehmen und es nicht schon immer besser zu wissen. Unseren Schülerinnen und Schüler als Kindern der Stadt: man muss ihnen begegnen wollen. Was ist mit den Eltern? Katholische Schulen geben ihnen eine Gelegenheit, die Stadt der Schule mitzugestalten. Wir täuschen uns selbst, wenn wir von ihnen forderten,

schon ganz in der Christusbeziehung und der Gemeinschaft der Kirche angekommen zu sein. Auch solche Eltern gibt es, und unsere Schulen brauchen sie. Jedes Jahr kommen aber auch die Eltern in die Bewerbungsgespräche, die kaum einen eigenen religiösen Standpunkt formulieren können. Nehmen wir es nur zähneknirschend hin, oder freuen wir uns auf die verwirrende Vielfalt erzieherischer Erfahrung in der Elternschaft? Das gilt auch für das Lehrerkollegium: Auch unsere Kollegien sind Städte, plural, individuell, oft im besten Falle suchend und fragend nach einem guten Leben, nicht regelmäßig überzeugte Glieder der Kirche; wie kann man mit dieser Realität umgehen? Zunächst einmal: wenn Kirche in die Stadt geht, ist dies kein Defizit, sondern genau der Ort, wo unsere Arbeit mit den Menschen beginnt. Um ihres Heiles willen.

5

Wenigstens kurz ergänzend soll dem ignatianischen Aspekte des franziskanischen Bildungskonzepts an die Seite gestellt werden. Udo Schmälzle hat sich mit ihm näher befasst, auf seine Gedanken möchte ich mich hier stützen⁴. Anders als Ignatius steht Franziskus für eine kritische Distanz zu einem Bildungskonzept, wie er es in seiner Zeit vorfindet. Er warnt seine Brüder vor unnützer Bildung und reduziert den Zugang zu Büchern. Der Grund dieser kritischen Haltung mag auch in seiner Erfahrung liegen, dass Bildung und ein bestimmtes Konzept von Lehre und Lehrer-Sein mit dem Anspruch auf Macht über andere verbunden worden ist und sicher bis heute verbunden wird. Indem er allgemein anerkannte Konzepte in Frage stellt, öffnet er den Weg zu einer anderen Vorstellung, die im Evangelium begründet ist. Er möchte, dass seine Brüder nicht aus Büchern lernen, sondern indem sie eine Lebensform wählen und praktizieren, die nahe bei den Armen, den Entrechteten, den Ungebildeten und Randständigen ist. Damit sollen sie nicht nur eine methodische Form finden, ihr Wissen an diese Menschen zu bringen, vielmehr geht das Interesse dahin, von ihnen zu lernen. Die Menschen der Gruppen, denen sich Franziskus besonders nahe fühlt, werden zu Lehrmeistern eines Lebens nach dem Evangelium. Bildung beruht auf Gegenseitigkeit und Begegnung, Lehrerinnen und Lehrer lernen und lehren in Beziehung. Das Bildungsideal des Franziskus ist dabei christozentrisch. Wie Christus auch lebt Franziskus arm, und dabei gelingt es ihm, sich von den oberflächlichen Dingen, die ansonsten das Leben bestimmen, zu lösen und deren Relativität oder Bedeutungslosigkeit zu

⁴ Zum Folgenden: Udo F. Schmälzle, Wissen, Bildung und Schule neu denken. Zugänge zu einem franziskanischen Bildungskonzept, Würzburg 2018, bes. 7-69.

durchschauen. In einem traditionellen Bildungsansatz könnte man den franziskanischen sogar als das Streben nach Ent-Bildung verstehen. Ziel ist die Befreiung von fremdbestimmenden Vorbildern, die ein Mensch durch die immer tiefere Kenntnis des Evangeliums entlarven kann. Die wahre Wissenschaft hat nicht die Anerkennung durch die Welt zum Ziel, primär nicht den äußeren Erfolg oder die Berühmtheit, auch nicht die schlaue Argumentation, sondern die Fruchtbarkeit des Handelns. Wissen muss inkarnatorisch werden, konkret etwa in der Friedens- und Versöhnungsarbeit, in der Verantwortung für den anderen Menschen und die Schöpfung insgesamt. Indem Christus im Menschen Raum gewinnt, wird er zum freien Subjekt. Von daher lassen sich auch franziskanische Bildungsziele erkennen: Integration und Resozialisierung, Leiten, ohne zu demütigen, Begegnung und Dialog.

2. Christen in der Stadt

6

2.1. Es kommt auf die Qualität, nicht primär die Quantität der Zeugen an

Als Paulus sich auf dem Areopag dem Gespräch mit den Gebildeten stellt, ist er allein. Christentum in der Stadt beginnt mit dem Glaubenszeugnis eines einzelnen.

Als wir mit Freunden vor Jahren in Kairo waren, haben wir auch eine katholische Schule besucht, die von Ordensschwestern geleitet wurde. Ich kann die Zahlen nicht genau sagen, aber in einem solchen muslimischen Umfeld waren sicher über 90% der Schülerinnen und Schüler und auch der Lehrer keine Christen, sondern praktizierende Muslime. Und dennoch hatte die Schule ein christliches Profil. Dieses zeigte sich meiner Wahrnehmung nach an zwei Punkten: Zum einen gab es das unaufdringliche Vorleben des eigenen christlichen Glaubens der wenigen, zum anderen eine Atmosphäre der Wertschätzung der anderen und ihrer Glaubenshaltungen; die Verantwortlichen leben Nähe und Beziehung, sie leben Begegnung und Dialog. Daraus entstand Gemeinschaft in den Unterschieden.

In den Städten unserer Schulen bilden die aktiven und engagierten Zeugen vielleicht nicht mehr die Mehrheit. Damit sind wir nahe an den Zuständen im frühen Christentum, von dessen Selbstbewusstsein wir

heute neu lernen dürfen. Im sog. Diognetbrief, einem Schreiben aus dem 2. Jahrhundert, in dem das wachsende Christentum eine kleine Minderheit war, heißt es:

„Die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprache und führen kein absonderliches Leben (...) Sie bewohnen Städte von Griechen und Barbaren, wie es einem jeden das Schicksal beschieden hat, und fügen sich der Landessitte in Kleidung und Nahrung und in der sonstigen Lebensart, legen dabei aber einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag... Um es kurz zu sagen, was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen.“⁵

7

Wie die Seele wollen die Christen das bürgerliche, wissenschaftliche und moralische Leben durchdringen. Dort, wo Christen bewusst ihren Glauben leben, beginnt sich Wirklichkeit zu verändern. Das ist übrigens ein ökumenisches Projekt. Christen anderer Konfessionen haben hier ihren eigenen, unverzichtbaren Ort. In seiner Geschichte der christlichen Mission beschreibt der Jesuit Michael Sievernich, wie sich in der alltäglichen Berührung und Begegnung die Kultur der damaligen Städte zu verändern begann. Er nennt diese Art der alltäglichen Mission die „kapillare Verbreitung“⁶. Das Online-Lexikon „Wikipedia“ beschreibt Kapillare so: „Kapillaren sind die kleinsten Blutgefäße. (...) Sie bilden ein feines Netzwerk in den Organen und Geweben des Körpers und ermöglichen den Stoffaustausch zwischen Blut und Gewebe“: Evangelisierung durch Mikrokommunikation⁷. Katholische Schule fängt also dort an, christliches Profil zu entfalten, wo einzelne manchmal gar nicht aus missionarischen Zielen heraus das Evangelium bezeugen.

Dabei ist das keine Einbahnstraße. Papst Franziskus beschreibt den Austausch in „Evangelii Gaudium“ 73 folgendermaßen: „Es entstehen fortwährend neue Kulturen in diesen riesigen menschlichen Geographien, wo der Christ gewöhnlich nicht mehr derjenige ist, der Sinn fördert oder stiftet, sondern derjenige, der von diesen Kulturen andere Sprachgebräuche, Symbole, Botschaften und Paradigmen empfängt, die

⁵ Nach Ernst Dassmann, Kirchengeschichte I (Stuttgart, Berlin, Köln 1991) 121.

⁶ Michael Sievernich, Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart (Darmstadt 2009) 41.

⁷ Ebd. 41.

neue Lebensorientierungen bieten, welche häufig im Gegensatz zum Evangelium Jesu stehen. Eine neue Kultur pulsiert in der Stadt und wird in ihr konzipiert.“

Es geht also in der wertschätzenden Begegnung nicht um unkritische Anpassung. Maßstab bleibt das Evangelium, für das der Christ eintritt und es als seinen Lebensmaßstab bezeugt. Evangelium meint hier nicht das gedruckte Wort, sondern die persönlich gelebte Beziehung zu Christus, die Grundlage für die eigenen Wertmaßstäbe und Lebensvollzüge wird. Solche Christus-Täterinnen und Christus-Täter (K.H. Menke⁸) muss es in jeder katholischen Schule geben. Für den Verfasser des Diognetbriefs zeigte sich diese Profilierung sehr alltäglich: Barmherzigkeit, Demut und Nächstenliebe um des Nächsten und nicht eigener Ziele wegen, Feindesliebe, Wertschätzung von Kindern und Frauen (damals nicht selbstverständlich!), Bemühen um gegenseitige Treue und Versöhnung. Der Brief entfaltet keine christliche Sonderwelt.

2.2. Tatzeugnis und Wortzeugnis

8 Verkünde das Evangelium, wenn es sein muss, auch mit Worten – so hat Papst Franziskus einmal sinngemäß gesagt. In *Evangelii Gaudium* entfaltet er einige Gedanken, wie das konkret aussehen kann, gerade in einer vielfältigen Stadtkultur.

EG 71: „Wir müssen die Stadt von einer kontemplativen Sicht her, das heißt mit einem Blick des Glaubens erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und auf ihren Plätzen wohnt. Die Gegenwart Gottes begleitet die aufrichtige Suche, die Einzelne und Gruppen vollziehen, um Halt und Sinn für ihr Leben zu finden. Er lebt unter den Bürgern und fördert die Solidarität, die Brüderlichkeit und das Verlangen nach dem Guten, nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Gegenwart muss nicht hergestellt, sondern entdeckt, enthüllt werden. Gott verbirgt sich nicht vor denen, die ihn mit ehrlichem Herzen suchen, auch wenn sie das tastend, auf unsichere und weitschweifige Weise tun.“

Als Christen begegnen wir Menschen anders, wenn wir bei ihnen bereits Gott am Werke sehen. Die wichtigste Kompetenz, die ich von einer verantwortlichen Person an einer katholischen Schule erwarten würde,

⁸ Karl-Heinz Menke, *Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus* (Regensburg 2012) 149.

wäre nicht allein eine eigene Glaubenspraxis. Diese allein ist noch wertlos. Auch dies will ich mit den Worten von Papst Franziskus sagen:

Es geht um die Nähe und Fähigkeit zur Begegnung. „Wer predigt (verkündigt, P.K.), muss das Herz seiner Gemeinschaft kennen, um zu sehen, wo die Frage nach Gott lebendig und heiß ist“⁹.

Das heißt doch, dass Verkündigung damit beginnt, die Menschen kennenlernen wollen, nicht weil ich etwas loswerden will, sondern weil ich überzeugt bin, dass Gott in ihnen am Werk ist, und ich so von ihnen lernen kann.

9 Wenn ich mir etwa die Jugendlichen unserer katholischen Schulen anschau, möchte ich nicht einstimmen in die pessimistischen Bewertungen heutiger Jugend. Zwar haben wir es nicht mit Engeln und Heiligen zu tun, aber doch mit Menschen, die sich in der Regel auf die Suche nach Sinn, nach Gerechtigkeit, nach dem Guten einlassen, wenn auch auf eine legitimerweise für die Erwachsenen anstrengende Art und Weise. Wir haben viele Jugendliche vor uns, die bemüht sind, eine Atmosphäre des gegenseitigen Tragens und Ertragens mitzugestalten. Der Papst teilt bei allem Realismus dieses grundsätzliche Vertrauen in den Menschen und die Möglichkeiten Gottes mit jedem Einzelnen, und Jugendstudien bestätigen dies durchaus (etwa Bertelsmann 2010). Gott ist im Lebensvollzug, im Alltag immer schon da. Was wir an katholischen Schulen einfordern müssen, ist die Bereitschaft, sich auf diesen Weg der Spurensuche Gottes zu machen. Und wir haben doch Zeit: In der Regel bleiben die Jugendlichen mehrere Jahre an unseren Schulen, sie dürfen sich entwickeln, sie sollen sogar kritische Fragen stellen. Wenn am Ende der Schulzeit ein Jahrgang gelobt werden sollte, dass er nie Probleme bereitet habe, haben wir entweder die Fragen unterdrückt oder nicht richtig gearbeitet. Das Ziel im Kontext einer solchen Entdeckungsreise nach den Spuren Gottes ist kaum die Konfliktfreiheit und die Stromlinienförmigkeit unserer Jugendlichen: sie sollen schließlich zu Selbstdenkerinnen und Selbstdenkern werden.

Vor zehn Jahren hat sich der Jesuit Klaus Mertes mit den Zielen einer durch Ignatius von Loyola inspirierten katholischen Pädagogik beschäftigt. Das Hauptziel einer christlichen Bildung besteht für Ignatius in der Entdeckung der eigenen individuellen Würde. Diese zeigt sich in fünf

⁹ Antonio Spadaro SJ, Das Interview mit Papst Franziskus (Freiburg, Basel, Wien 2013) 52.

Erziehungszielen: der Ermutigung zum Ich-Sagen. Es geht also beim gemeinsamen Gespräch nicht darum, dass der andere meine, scheinbar richtige Perspektive übernimmt, sondern dass er lernt, seine Perspektive argumentativ zu vertreten. Ein weiteres ist das Nein-Sagen: nicht Mitmachen mit der Meute, der Mut, auch einmal Außenseiter zu sein. Nicht hinter dem Rücken anderer zu reden, sondern miteinander, das Lernen von Kritikfähigkeit. Schüler haben Rechte, ein weiterer Punkt. Katholische Schulen sollten demnach Orte sein, wo es wie nirgends sonst Möglichkeiten gibt, Rechte zu diskutieren, und Entscheidungen nicht nur autoritär, sondern transparent und argumentativ zu kommunizieren. Darüber hinaus geht es aber auch um die Förderung von Verantwortung und dem Mut, zu eigenen Entscheidungen zu stehen. An diesen Punkten sehen wir deutlich, dass katholische Schulen, als Städte, nicht kirchliche Sonderwelten heraufbeschwören, sondern in besonderer Weise das fördern wollen, was für ein Leben in Würde als Mensch unverzichtbar ist¹⁰. Vieles davon muss auch im Miteinander eines Lehrerkollegiums und den Eltern gegenüber bewähren. Es fällt auf, wie nahe wir hier auch dem oben skizzierten franziskanischen Ideal sind.

Menschen waren und sind oft stolz auf ihre Stadt. Wenn unsere katholischen Schulen Städte sind, kann dies ein Qualitätsmerkmal sein. Wenn das so ist, ist etwas gelungen. Schülerinnen, Schüler, Eltern, Lehrerinnen und Lehrer haben es dann geschafft, bei aller menschlichen Unzulänglichkeit eine Stadt zu gestalten, in der viele Lust bekommen, mit zu machen. Und hier könnte man viele Beispiele nennen: Musik, Theater, Kunst, Tanz, Sport, Wissenschaft u.v.a. mehr. Und schließlich auch soziales Engagement.

Nur wenn solch eine Stadt gelingt, wirkt auch das religiöse Leben und das spezifisch christliche Angebot nicht künstlich und lebensfremd.

3. Das religiöse Angebot

Als Paulus nach Athen kommt, ist er über die vielen Götzen erzürnt. Gemeinsames Kennzeichen aller Götzenkulte ist das Faktum, dass der Mensch seine eigenen Bedürfnisse zum letzten Maßstab macht: deswegen gibt es Götter für den Krieg, für die Fruchtbarkeit, für gutes Wetter etc. Diese Götzen entfalten oft eine menschenfeindliche Dynamik: zunächst sollen sie doch dem Menschen dienen, aber am Ende wird er

¹⁰ Klaus Mertes, Verantwortung lernen. Schule im Geist der Exerzitien (Würzburg² 2009) 44-54.

Sklave seiner Bedürfnisse. Wenn sich Erfolg, gutes Wetter und Stärke nicht einstellen, haben nicht nur etwa Götter versagt, sondern der Mensch. Ein Mensch, der sich seinen Bedürfnissen versklavt, und nichts anderes sind Götzen, wird schnell sehr einsam. Deswegen gilt es Götzen zu entlarven, um dem Menschen zu zeigen, dass er Wert und Würde hat, auch wenn sich Kraft und Stärke nicht einstellen, wenn er versagt, wenn er schuldig wird. Christen sind in diesem Sinne Atheisten: sie entlarven falsche Götter. Schon das Erlernen von gemeinsamer Verantwortung füreinander hat solch eine entlarvende Funktion. Darüber hinaus haben wir etwas in unseren Schulen, das wie in der Stadt die Kirche dem Menschen eine größere Perspektive eröffnet. Wir stehen für einen Gott ein, der sich selbst gibt, nicht irgendetwas. Und diese Zuwendung zeigt jedem seine Würde als Kind Gottes. Nicht mehr und nicht weniger wollen unsere religiösen Angebote. Es wäre fatal, sie wie andere schulische Angebote irgendwelchen Erziehungszielen unterzuordnen: Gott ist nicht „Garant der Schulordnung“, er ist nicht bloßer Bildungsinhalt, er ist auch nicht allein Grundlage einer staatstragenden Wertordnung, er ist nicht intellektueller Besitzstand, oder Unterfütterung menschlicher Autorität oder des Systems Schule¹¹. Sobald ich religiöse Praxis so instrumentalisieren, kann ich Menschen den Gott, für den ich gehe, sogar austreiben. Auch Gott kann innerschulisch zum Götzen werden. Es geht in katholischen Schulen nicht um den Selbsterhalt eines katholischen Milieus¹². Es muss einzig und allein um die Ermöglichung einer eignen, individuellen Gottesbeziehung gehen. Das spricht nicht dagegen, Verpflichtungen auszusprechen, denn Menschen können nur dann eine Beziehung aufbauen, wenn wir ihnen ermöglichen, den Beziehungspartner kennen zu lernen. So bleibt gerade der religiöse Bereich ein besonders sensibler Bereich. Aber er ist unverzichtbar, um der Menschen willen, auch dann, wenn sie sich in Freiheit dagegen entscheiden. Die Beschäftigung damit aber sollten wir Schülern, Eltern und Lehrern nicht ersparen.

Kirche geht in die Stadt ein, Schule ist eine solche Stadt. Sie bewegt sich nicht über den Menschen der Stadt, sie geht in die Stadt ein, aber sie wird gerade deswegen nicht profitlos. Schule als Stadt: es gibt Städte, die wirken tot, verfallen, unfroh, grau, phantasielos. Es gibt aber auch Städte, die verbreiten einen Charme, sie sind bunt, und man hat den Eindruck,

¹¹ So K. Mertes, 34-38.

¹² Ebd. 37.

Menschen lassen sich dort gerne nieder, gestalten mit. Menschen brauchen nicht nur die Kirche und die Christen, wir brauchen auch die Vielfalt der Menschen. In unseren Städten steht oft noch die Kirche in der Mitte, und oft setzen sich Menschen dafür ein, dass Kirche bleibt. Sie sind nicht fromm, aber sie lassen sich gerne von etwas Größeren berühren. Kirchen, *die* Kirche in der Stadt, erinnern an den Gott, den viele Menschen verehren oder suchen, ohne ihn zu kennen. Wenn wir Christen in der Stadt einen Auftrag haben, dann den, diesem Gott ein Gesicht zu geben, mit unseren je eignen Fähigkeiten, unaufdringlich, mehr verkündigend als belehrend. Unsere Schulen als Städte sind keine heile Welt, aber sie sind hoffentlich Städte mit einem Zentrum, mit Herz, mit Seele. Wir Christen sollten diese Seele sein, es wenigstens versuchen.

Bischof Dr. Peter Kohlgraf
Domstr. 12
55116 Mainz